

Helmut Wittmann
Von Drachenfrau und Zauberbaum



Helmut Wittmann

Von
Drachenfrau
und
Zauberbaum

Das große österreichische
Märchenbuch

Mit Aquarellzeichnungen von
Anna Vidyaykina

Tyrolia-Verlag · Innsbruck-Wien

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
----------------------	---

Wenn sich Weisheit und Witz die Hand geben

Die Glocken der Gerechtigkeit	10
Für die Zweiunddreißig!	14
Von drei und einem Rätsel	21
Vom Rom, der fortging um den lieben Gott zu suchen	32
Vom goldenen Zaumzeug	36
Vergelt's Gott im Himmel droben	38
Vom Schneider und vom Riesen	40
Die Wette	44
Vom verlorenen Weidmesser	51
Vom siebenkröpfigen Hansl	54
Vom Hofnarren	61
Unglaublich - aber wahr?	63

Von ganz schön starken Frauen

Von Sedunkrätlipa, Siebenschön	68
Von List und Weisheit der Frauen	73
Vom roten Apfel	85
Vom Zistl im Körbl	90
Von der weißen Rose	99
Vom Grafensohn, der nicht auf die Erde treten durfte	106

Armreich und Schmerzenreich	117
Von den drei Eiern	129
Von der schwarzen Frau	134
Vom Rotkopf	143

Vom kleinen Volk in den Bergen

Vom Hansl, dem Saubartl	148
Von den goldenen Birnen	153
Vom Senavogel	156
Vom Vater Winterkölbl	167
Vom Hahnengiggerl	172

Von Drachen und anderen Ungeheuern

Von der Drachenfrau	188
Vom Walddrachen	195
Vom geraden Weg	207
Vom Königsschloss unter der Alm	212
Von den Hutzapfen	222

Zum Gruseln und Fürchten

Vom Hans Fürcht-nix	236
Von der hüpfenden Schlafhaube	243
Von den sieben Rehen	251
Vom Barbiermandl	255
Von der Prinzessin, die mit dem Teufel tanzte	259

Was wäre das Leben ohne seinen Zauber?

Vom redenden Vogel, vom singenden Baum und vom goldenen Wasser	266
Von der Prinzessin mit dem Wasserschädel	278
Vom Hansl Gwagg–Gwagg	286
Vom schwarz-braunen Michl	292
Die sonderbare Braut	301
Vom langen Schlaf	304
Von der schönen Jungfrau Pomeranze	309
Von der weißen Feder	317
Von der Zaubermühle	323
Vom Wunderbaum	329
Von der Jungfrau am gläsernen Berg.	334
Quellenverzeichnis.	341

Das Märchen ist einfach, klar, durchsichtig und ein Labsal wie die Luft.

Adalbert Stifter, Dichter (1805–1868)

Ja, das Märchen kommt oft luftig, leicht, kindlich und mitunter auch ein wenig naiv daher. Und doch spricht es immer und immer wieder Wesentliches an. Seine Heldinnen und Helden werden aus dem alltäglichen Leben herausgerissen und müssen Herausforderungen bestehen, die oft unüberwindlich erscheinen. Mitunter machen sie sich auch aus eigenem Antrieb auf und ziehen aus Lust am Neuen hinaus in die Welt. Immer aber geht es darum, das Glück zu finden.

Was sonst ist unser Leben?

Mit Märchen lernen wir spielerisch Probleme mit Zuversicht und Fantasie anzugehen. Vor allem aber erinnern uns Märchen mit ihrer freundlichen Weisheit immer wieder an das, was wirklich zählt.

Das Schöne daran: Märchen wirken, ohne zu belehren. Ihre archetypischen Bilder sind Kraftnahrung für die persönliche Entwicklung. Mit ihnen lassen sich die markanten Abenteuer des Menschseins nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen erleben.

Kein Wunder, dass die UNESCO das Märchenerzählen in Österreich in das nationale Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes aufgenommen hat. Märchen zu erzählen ist eine der ältesten Kulturtechniken der Menschheit, und die Märchen sind ein immaterieller Schatz an Erfahrung und Lebensweisheit. Menschen auf der ganzen Welt kennen Märchen und geben in und mit ihnen das Wissen um Wege zu einem erfüllten und glücklichen Leben weiter.

Natürlich erzählt jeder Kulturkreis, jedes Land und jede Region diese Überlieferungen auf eine ganz eigene Weise. Immer spiegeln sich darin das Weltbild, die Mentalität und die Lebensweise der Menschen.

So taucht im alpenländischen Märchen »Von der Wette« unverkennbar das Motiv des »Hans im Glück« auf. Das Ende der Geschichte ist aber ein erfrischend anderes – typisch österreichisch eben. So typisch alpenländisch das Kärntner Zaubermärchen »Vom Senavogel« auch klingt: Seine Wurzeln hat es in den zoroastrischen Überlieferungen des alten Persien. Das Wiener Märchen »Vom Schneider und vom Riesen« nahmen die Gebrüder Grimm sogar in ihre deutschen Märchensammlungen auf. Unverkennbar kommt darin hinter dem kecken Schneider ein Wiener Strizzi zum Vorschein.

Ganz und gar einzigartig sind die österreichischen Märchen »Von den drei Eiern«, »Die sonderbare Braut« und »Von drei und einem Rätsel«. Die gibt es so sonst nirgends auf der Welt. Genau diese Mischung aus einzigartigen Erzählungen und Märchen, die vertraut klingen und doch ganz anders enden, macht das Wesen, den Reiz und den Charme österreichischer Volksmärchen aus.



WENN SICH WEISHEIT UND WITZ DIE HAND GEBEN

In jeder dieser Geschichten spürt man, dass da mehr ist,
als Unterhaltung und Lust an einer fantasievollen Erzählung.

Was das genau ist, das gilt es selbst zu erkunden.

Denn wenn es so etwas gibt wie die Weisheit des Märchens,
dann wird die zwischen den Zeilen geflüstert: Vertraue der Welt –
und du wirst von ihr angenommen. Mach dich auf. Bleib dir selber
treu – gleich was kommt – und geh deinen Weg.

Das Märchen schreit das, was es zu sagen hat, nicht plakativ in die
Welt. Es tritt auch nicht besserwisserisch auf oder gar schulmeisternd.

Es hält der Welt einfach einen Spiegel vor. Mit wachem Geist
und offenen Augen können wir uns darin selbst erkennen.

Darüber hinaus zeigt uns das Märchen anschaulich, dass auch
verschlungene Lebenswege zum glücklichen Ziel führen können.

Im Märchen »Die Wette« lachen wir über die Dummheit des
Bauern und seiner Frau – und staunen schlussendlich,
wie gescheit die zwei das Leben eigentlich angehen.

So lernen wir in diesen fantasievollen Geschichten oft mehr
über die Welt, als wir mit dem Verstand je begreifen könnten.



Die Glocken der Gerechtigkeit



Aus der Gegend um Reutte wurde den Gebrüdern Joseph und Ignaz Zingerle dieses Tiroler Märchen zugetragen. Es findet sich in ihrer Sammlung »Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland«, die 1854 in Regensburg erschien.



Es lebte einmal ein reicher und mächtiger Graf. Bei dem musste alles nach seinem Kopf gehen. Er fragte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern schaltete ganz nach seinem Belieben.

Einmal kam er auf einem Spazierritt zu einem prächtigen Gut. Das stach ihm schon von Weitem ins Auge. Er ritt näher und schaute sich in aller Ruhe um. Was er sah, gefiel ihm ganz und gar.

Vor dem Haus traf er den Bauern. Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Pferd und fragte: »Ist das alles dein Besitz?« – »Ja, Herr!« – »Sag, guter Mann, willst du mir das Anwesen nicht verkaufen?« – »Nein, Herr«, sagte der Bauer, »das Gut ist nicht zu verkaufen!« – »Ich würde dir einen stattlichen Betrag dafür bezahlen.« – »Nichts für ungut, Euer Gnaden, aber aus dem Handel wird nichts. Hier auf dem Schauerle-Hof sind schon meine Altvorderen gewesen und ich werde den Hof an meine Kinder weitergeben.« – »Überleg dir das Ganze, Bauer«, sagte der Graf, »morgen komme ich wieder.« Drauf schwang er sich aufs Ross und sprengte davon.

Der Bauer schüttelte nur den Kopf. Da gibts nichts zu überlegen, dachte er sich.

Am anderen Tag kam der Graf in aller Frühe dahergeritten. Ohne abzusteigen fragte er den Bauern: »Nun, wie ists, Schauferle? Hast du dir die Sache durch den Kopf gehen lassen?« – »Euer Gnaden, da gibts nichts, was ich mir durch den Kopf gehen lassen müsste. Mein Entschluss ist fest: Aus dem Handel wird nichts.« – Da sah der Graf den Bauern streng an: »Ich frage dich noch einmal im Guten: Willst du dein Anwesen hergeben? Wenn nicht, so kriege ich es doch!« – Der Schauferle schüttelte nur den Kopf: »Es bleibt dabei, Herr. Ich verkaufe den Hof nicht.«

Da wurde der Graf ganz wild vor Zorn. Er gab seinem Ross die Sporen und sprengte wieder auf und davon, schnurstracks zu einem Advokaten. So nannte man früher einen Anwalt. Den Advokaten köderte er mit viel Geld und ließ dem Bauern einen Prozess anhängen.

Beim Gericht bestach der Graf auch den Richter. Der wusste vom Reichtum des Grafen, und dass da viel Geld zu holen sein würde. Drum hielt er zu ihm und versprach, den Schauferle mürbe zu machen.

Durch die Gerichtsdienner ließ er den Bauern herbeiholen. »Willst du deinen Hof jetzt verkaufen oder nicht?«, fragte der Richter. »Nein«, sagte der Schauferle entschieden, »gleich was geschieht: Mein Hof ist nicht zu haben.«

Da wurde ihm die Klageschrift des Grafen vorgelesen. »Wenn du deinen Hof behalten willst, wirst du gegen den Grafen einen Prozess führen müssen«, sagte der Richter. Der Bauer, der von Rechtssachen keine Ahnung hatte, ging darauf ein, und so kam es zum Prozess.

Der Graf hatte einen pfiffigen Advokaten. Der Schauferle wollte sparen und hatte keinen. Es wurde hin und her prozessiert. Immer wieder musste der Bauer in die Stadt, um sich vor Gericht zu verteidigen. Das hielt ihn von der Arbeit ab und kostete viel Geld. Obendrein wurde er vor Gericht ein ums andere Mal übertölpelt. Bald war er bis über die Ohren verschuldet.

Zu guter Letzt entschied der Richter auch noch gegen ihn: Er musste vom Hof. Das Einzige, was ihm von seinem stattlichen Anwesen blieb, waren hundert Gulden.

Da machte er dem Richter bittere Vorwürfe: »Wenn es schon auf Erden keine Gerechtigkeit mehr gibt, so lebt doch über uns ein Richter. Der wird auch Euch, Herr, finden und zur Rechenschaft ziehen!« Aber der Richter lachte ihn nur aus: »Ja, mein lieber Schauferle, die Gerechtigkeit, die ist schon lange gestorben. Die kann dir nimmer helfen«, sagte er. »Und jetzt schau, dass du weiterkommst!«

Der Bauer verlor drauf kein Wort mehr und ging hinaus – schnurstracks zum Pfarrer. Den kannte er gut. »Grüß dich Gott, Hans«, rief der Pfarrer, als er den Schauferle kommen sah, »besuchst mich auch einmal in der Stadt?«

»Ja«, sagte der Bauer, »aber es ist ein trauriger Anlass.« Drauf erzählte er dem Kirchenvater die ganze Geschichte. »Jetzt sag mir eines«, fragte er den Pfarrer zum Schluss: »Was kostet es, wenn Ihr für einen Verstorbenen die große Glocke läutet?« – »Hundert Gulden.« – »Die habe ich gerade noch. Nimm das Geld und läute dafür der Gerechtigkeit die Sterbeglocke – aber läute recht lang.«

Der Pfarrer nahm das Geld und ging mit seinem Knecht in den Turm. Bald war von dort die Glocke zu hören. Sie läutete und läutete – es nahm schier kein Ende.

In der Stadt wunderten sich die Leute: »Wer ist denn gestorben, dass die Glocke so lang läutet?«, fragten sie untereinander. Keiner und keine wusste eine Antwort.

Auch der König erkundigte sich, wer denn gestorben sei. Selbst er bekam keine Auskunft. So schickte er einen Boten zur Kirche.

»Nun, wer ist gestorben?«, fragte der König, als der Bote schnaufend zurückkam. »Majestät, der Pfarrer sagt: Die Gerechtigkeit!« – »Die Gerechtigkeit soll gestorben sein!?« – »Ja, Eure Majestät, die Gerechtigkeit.«

Da wurde der König fuchsteufelswild: »Wer wagt das zu behaupten? – Holt mir den Pfarrer!«

Bald stand der Kirchenvater vor dem Thron: »Wie kommst du dazu, der Gerechtigkeit die Sterbeglocke zu läuten?«, fuhr ihn der König an. »Majestät, der Schauferle Hans hat dafür bezahlt.« Drauf ließ der König noch den Schauferle kommen. »Wie kannst du behaupten, dass in meinem Land die Gerechtigkeit gestorben ist?«, fragte er ihn streng. – »Ja, Majestät, ich bin um Haus und Hof gekommen, weil sie nicht mehr lebt. Der Richter selbst hat mir gesagt, dass sie schon lange tot ist.« – Drauf schilderte der Schauferle dem König, was geschehen war.

»Hör zu«, sagte der König, als der Schauferle seine Geschichte beendet hatte, »mag sein, dass die Gerechtigkeit gerade schläft, aber dann werden wir sie eben wieder aufwecken.«

Auf königlichen Befehl mussten der Graf, sein Advokat und der bestochene Richter vor dem Thron erscheinen. Vor den Augen des Königs wurde die Sache noch einmal untersucht und Recht gesprochen.

Das Urteil war hart und fiel mit einer hohen Strafe gegen den Grafen, seinen Anwalt und den Richter aus. Der Bauer bekam seinen Hof zurück und eine reichliche Entschädigung für das, was er mitgemacht hatte, dazu.

Jetzt war die Gerechtigkeit wieder putzmunter. Sollte sie aber wieder einmal einschlafen, so heißt es, dann liegt es eben an uns, sie wieder aufzuwecken.



Für die Zweiunddreißig!



Märchen waren immer schon auch eine fantasievolle Möglichkeit, der Obrigkeit mehr oder weniger unverblümt die Meinung zu sagen. Denn auf der einen Seite war da der harte Arbeitsalltag der bäuerlichen Bevölkerung, auf der anderen Seite der Adel, der mit nonchalanter Selbstverständlichkeit in Saus und Braus lebte. Beides wird in diesem Tiroler Volksmärchen aus der Sammlung der Gebrüder Ignaz und Joseph Zingerle auf originelle Weise angesprochen.



Es lebte einmal ein Bauer. Der hatte ein hartes Leben. Ein beinhartes Leben! – Sein Hof lag hoch droben am Berg. Die Hänge waren steil. Selbst die Ameisen mussten, wenn sie hinaufkrabbelten, aufpassen, dass sie nicht arschlings, also rückwärts, wieder hinunterfielen. Mühselig rang der Bauer mit seiner Familie dem Boden Tag für Tag das ab, was sie alle zum Leben brauchten. Viel war das nicht – auf der einen wie auf der anderen Seite.

Einmal plagte sich der Bauer bei der Arbeit auf einem steilen Hang so sehr, dass ihm schier die Rippen krachten. Gerade da, da ritt unterhalb der Kaiser vorbei. Er sah den Bauern bei seiner Arbeit und rief: »Nicht zu fleißig!« Der Bauer sah den Reiter. Dass es der Kaiser war, erkannte er nicht sofort. Dass das aber ein Edelmann sein musste, war nicht zu übersehen. Zuerst wollte er auf das »Nicht zu fleißig!« mit einem »Ach, scher dich doch zum Teufel!« antworten. Dann aber schnaufte der Bauer einmal durch und rief

dem Edelmann zu: »Wohl, wohl, für die Zweiunddreißig! Und sieben müssen für fünf gut sein, und dann muss noch etwas übrig bleibn, denn den Rest, den steckt ein andrer ein!«

Jetzt war der Reiter verblüfft. »Was hat denn das zu bedeuten?«, fragte er den Bauern. – »Das wisst Ihr doch selbst am besten«, gab der zurück: »Ihr seid doch ein Edelmann. Studiert habt ihr wohl auch. Da versteht Ihr doch bestimmt, was ein einfacher Bauer sagt, wenn er in Rätseln spricht.«

Jetzt war es am Reiter, einmal durchzuschmaufen. »Hör zu, Bauer«, sagte er, »irgendwie habe ich nicht genau verstanden, worum es da geht. Erklär es mir also!« – »Da werdet Ihr doch wohl draufkommen, Herr!«, beharrte der Bauer. – »Nein, da komme ich eben nicht drauf!«, sagte der Reiter. »Drum erklär's mir. Es soll auch nicht umsonst sein: Zehn Golddukaten ist mir die Erklärung schon wert.«

Zehn Golddukaten waren für einen armen Bauern ein kleines Vermögen. So viel Geld sah er das ganze Jahr nicht. »Gut«, meinte drauf der Bauer. »Für zehn Golddukaten will ich Euch sagen, worum es geht. Allerdings möchte ich zuerst das Geld sehen – Münze für Münze bar auf die Hand.« Umständlich packte der Kaiser seinen Geldbeutel aus, holte die Münzen hervor und drückte eine nach der anderen dem Bauern in die Hand. Der schnappte die Münzen, biss in eine jede hinein, um das Gold zu prüfen, beschaute sie genau, dann sah er auf und dem Reiter in die Augen. – Jetzt ging ihm ein Licht auf.

»Alsdann, Bauer, rede!«, meinte der Reiter unwirsch.

»Herr«, sagte der Bauer bedächtig, »Ihr habt mir zugerufen ‚Nicht zu fleißig!‘ Meine Antwort drauf war ‚Wohl, wohl, für die Zweiunddreißig‘. Denn es heißt fleißig sein für die zweiunddreißig Zähne, die wir im Mund haben, damit wir etwas zu beißen haben.« – »Stimmt! Das leuchtet mir ein«, sagte der Reiter. »Und weiter?« – »Und sieben müssen für fünf gut sein«, sagte der Bauer. »Die sieben Monate, in denen wir Grund und Boden bewirtschaften

